

Kultur

Langes Rohr mit dicker Nase

Das Lupophon spielt Töne so tief wie kein anderes Oboeninstrument auf der Welt. Martin Bliggenstorfer ist der erste Schweizer, der das neuartige Instrument beherrscht. Diesen Samstag kann man es in Bern hören.

Marianne Mühlemann

Lupo. LUPO? Wer Lupo sagt, kann vieles meinen. Ein Automodell heisst Lupo und eine Fregatten-Schiffsklasse. Lupo ist die Abkürzung für Luftpolsterfolie. Lupo fliegt durchs All: Der Asteroid Nummer 6087 heisst Lupo. Und Lupo rollt auf Schienen: Auch die schmalspurige Neubaualokomotive der Zillertalbahn heisst Lupo. Der bekannteste Lupo unter den Lupi allerdings ist kein Lupus (Wolf), sondern ein Hund. Er trägt rotes Hemd und gelbe Hose, schläft gerne und frisst am

Musikfestival Bern

«Flucht»

8. bis 18.9.2011

www.musikfestival.berbund.ch



liebsten selbst gebackene Torten. Unter seinen (Comic-)Freunden führt sich dieser Lupo oft auf, als wäre er ein Mensch. Gut kommt das nie. Weil er ständig in Fettnäpfchen tappt. Dann läuft Lupos Tennisballnase rot an. Und ganz Fuxhausen sagt ihm schwarzes Schaf.

Wieso das hier wichtig ist? Von diesem Lupo muss es seine dicke Nase haben, das Lupophon, dieser Aussenseiter unter den Musikinstrumenten. Nicht mal die professionellen Bläser sind mit dem unbekanntem Wesen vertraut, das man bisher an keinem Konservatorium professionell lernen kann. Es ist ein Teil aus dunkel gebeiztem Bergahorn, gut 1,80 Meter lang und 4,23 Kilo schwer. Und spielt rund dreieinhalb Oktaven vom Grossen F zum zweigestrichenen h. Geht man nach seinem Namen, dann gehört es zur Gattung der «Wolfstöne». Und da liegt der Schlüssel zu seiner Entstehung. Nicht der Comic-Lupo ist sein Namensgeber, sondern der «Wolf» aus dem deutschen Kronach. Gemeint ist die Firma Wolf, ein Familienunternehmen. Da wird das Blasrohr gebaut. Ein köstlich Ding, das um die Hälfte teurer ist als der Lupo unter den Autos: Rund 12 000 Euro muss man hinblättern für das Lupophon. Im Preis inklusive: der S-Bogen, die Röhre mit Schwanenhalsbogen, die Luponase, genannt Becher (das kugelige Schallstück am Ende der schwungvoll gebogenen Röhre), und ein passendes Etui.

Quantensprung in die Tiefe

Wenn man weiss, dass Guntram Wolf auf der Suche nach dem perfekten Klang Jahre am Prototyp herumgetüftelt hat, ist die Investition angemessen. Harte Arbeit war das nämlich, bis der Übergang von den Griffen zu den Klappen einwandfrei funktionierte und die Bassboetöne, wie sie sollte. Wahnsinnig tief. So tief wie kein anderes Instrument zuvor aus der Familie der Oboen. Zwar gab es schon seit der Renaissance Bariton-Oboen. Doch erst Anfang des 20. Jahrhunderts wurden sie weiterentwickelt. Das Heckelphon spielte die tiefen und tiefsten Oboentöne, so in Richard Strauss' «Salome» oder der «Alpensinfonie». Allerdings kümmerte es Strauss keinen Deut, dass das Heckelphon das Grosse F, das er komponierte, gar nicht spielen kann. Ein Dilemma, das die Oboisten bisher so gelöst haben, dass sie den Ton einfach oktavierren.



Martin Bliggenstorfer mit seinem «Wolfstöne», dem Lupophon. Foto: zvg

Mit dem Lupophon wird das nun anders. Das Instrument bedeutet einen Quantensprung in Bezug auf tiefe Töne. Das zeigte sich, als Lupophon-Bauer Guntram Wolf seinen «Lupo» an einem Musikkongress in den USA vorstellte: Die Oboisten und Fagottisten aus der ganzen Welt kamen nicht aus dem Staunen über die neuen Möglichkeiten. Es habe Bestellungen gehagelt, erinnert sich Wolf. Doch erst vor einem Jahr war es so weit, dass das erste Lupophon aus der Serienfertigung die Fabrik der Wolfs verlassen konnte.

Instrument mit Zukunft

Dass es dann in Schweizer Hände kam – zum Oboisten Martin Bliggenstorfer –, war wohl mehr als bloss ein Zufall. Der Oboist widmete dem Instrument seine Masterarbeit am Amsterdamer Konservatorium. Seither sind die beiden unzertrennlich. «Ich verbringe viel Zeit mit dem Instrument», sagt der 29-jährige Musiker. «Das Lupophon wird eine grosse Zukunft haben. Interessant und neu ist, dass man

mit ihm sehr schnell und sehr tief spielen kann. Und dass kräftige und leise Töne möglich sind.»

Bliggenstorfer engagiert sich für die Weiterentwicklung des Lupophons, aber auch für die Erweiterung seines Repertoires. So hat der Berner Christian Henking im Auftrag des Musikfestivals Bern explizit für das Lupophon, zwei Sänger, Geige, Cello, Klavier, Harfe, Flöte und Kontraforte (ein neuartiges Bassfagott mit viereinhalb Oktaven Umfang) ein Septett komponiert, das sich an Texten Robert Walsers entzündet. Das junge, auf zeitgenössische Musik spezialisierte Ensemble Proton (Leitung Matthias Kuhn) stellt es vor. Auf dass niemand mehr das tiefste Oboeninstrument der Welt mit einem Auto oder einer Luftpolsterfolie verwechselt. Oder einem kugelnasigen Hund.

Dampfzentrale, Samstag, 17.9., 20 Uhr. Das Ensemble Proton spielt «Keine Zeit ist zeitig mit der Sehnsucht Zeit» von Christian Henking, «Stunde» von Gabrielle Brunner sowie ein Werk von Xavier Dayer.

Musikfestival Bern: Daniel Glaus und das Berner Kammerorchester

Es rieselt unter der Münstererglocke

Eigentlich mochte man gar nicht ans Thema Flucht denken. Vielmehr hätte man die flüchtigen Klänge festhalten und bis in die Unendlichkeit ausdehnen wollen. Als der Cellist Conradin Brotbek in der Passacaglia von Ignaz Biber die leisesten Töne in die Stille des Münsters zupfte, wagte man kaum zu atmen. Seine Tonbeherrschung: phänomenal – als ob gar kein körperlicher Kontakt zwischen Bogen und Cello vorhanden wäre. Über diese betörenden Klänge spannte Brotbek eine poetische Arkade, die Spannungsbögen und Differenziertheit gleichermaßen vereinte und die Variationen über das stets gleichbleibende Bassschema mit unaufhörlicher Vitalität versorgte.

Das Cello als Glocke

Dieselben Qualitäten, dieses permanente Auskosten des musikalischen Ereignisses, dieses Füllen der Pausen mit Leben, begegneten einem auch in den «Passacailles fugitives» für Cello und die Grosse Glocke des Münsters. Ihr 400. Geburtstag hatte Anlass zu dieser Kompositionsidee gegeben («Bund» vom 10. September). Münsterorganist Daniel Glaus, der sich an diesem Abend als gewandter Komponist, Orchestrator und musikalischer Leiter bewies, führte nicht nur das reiche Klangspektrum der ungleichen Partner zusammen, sondern integrierte beide zudem auf faszinierende Weise ins Modell der Passacaglia. Nach einem solistischen, sich ins Furiose steigenden Beginn des Cellos, der gleichsam Glockenschläge als Bassmotiv präsentierte, übernahm die Glocke das pendelnde Bassfundament, an das sich nun die rieselnden Cellotöne schmiegen. Im raffinierten Zusammenwirken von Glocke und Cello erwies sich Glaus als Musiker mit feinsinnigem Gehör.

Überaus feinsinnig war aber auch gerade die Programmgestaltung. Zur Flücht-

igkeit und Erinnerungshaftigkeit – dazu gehörte, dass sämtliche Werke von ihrer Originalinstrumentierung Abschied nahmen – setzte sie die Beständigkeit: die vierhundert Jahre alte Glocke, die unverwundlichen Altmeister Bach und Biber und eben das beherrliche Schreiten der Bässe. Auf samtenen Pfoten stieg das Berner Kammerorchester gerade zu Beginn in die Passacaglia und Fuge BWV 582 von Bach und formte ein äusserst weiches und apertes Klangbild, das getragen wurde von einem angenehm pulsierenden Bass.

Einige heikle Momente im Zusammenspiel abgerechnet, bot das Orchester in der dramaturgisch geschickten Instrumentation eine sehr erfrischende und fein ausbalancierte Ausführung. Das farbenreiche Changieren, das nahtlose Ineinandergleiten der Instrumentengruppen und die lebendige Herangehensweise machten nicht nur Bach zu einem wohligen Genuss, sondern auch Frank Martin. Hier konnten die Streicher ausserdem ihre intensive Strahlkraft entfalten.

Bis zum letzten Hauch

Krönender Fluchtpunkt war schliesslich die Uraufführung von Glaus' Reminiscenzen an die bachsche Passacaglia. Wenngleich Effekte wie das geräuschvolle Hineinblasen in die Instrumente ohne Tongebung inzwischen etwas altmodisch wirken, so wusste Glaus derlei Mittel in ein räumliches und zeitliches Klangkontinuum zu integrieren, das bisweilen eine fast unheimliche Sogwirkung entfaltete. Mit erstaunlicher Präzision und elastischer Tongestaltung lösten sich die im ganzen Münster verteilten Musizierenden auf in ein fluides Ganzes, das keine räumlichen Grenzen mehr kannte und die Zuhörer in eine faszinierende Klangglocke hüllte, bis der letzte Schall verhaucht war. Michael Matter

Das Jesus-Theater findet im Säli statt

Konsequente No-Budget-Haltung: Matto Kämpf hat sein filmisches Schaffen auf DVD versammelt.

Thomas Allenbach

«Ab 40 kommen die Retrospektiven», sagt Matto Kämpf. Die umfassende Darstellung seines filmischen Œuvres hat der 41-jährige Berner Autor, Theater- und Filmemacher gleich selber an die Hand genommen. Auf der DVD finden sich, vom 16-sekündigen Erstling «Der Mann auf dem Mond» von 1995 bis zum jüngst realisierten Clip «Leider ohni Chleider» die allermeisten seiner Kurzfilme und Videoclips. Zusammen gibt das gut und gerne 160 Minuten Filmstoff – nicht wenig für einen, der seine Filme in der Regel aus der eigenen Tasche finanziert und gleichsam en passant realisiert.

Er mache eben Ideenkunst, sagt Kämpf. Und nur manchmal – und manchmal auch nur aus Zufall – realisiert er seine Ideen in Filmform. So ist etwa «Habakuk» aus der Tonbildschau entstanden, mit der Kämpf seine Lesungen aufzulkern pflegt. Mit gefundenen Dias ganz unterschiedlicher Herkunft konstruiert der Mann, der leider nur aus dem peripheren Steffisburg und nicht aus dem Herzen des Oberlands stammt, ein imaginäres, ein fantastisches Berner Oberland. Dazu erfindet er eine bizarr-urige Familiengeschichte, die alles absorbiert und in der zum Beispiel Margaret Thatcher zur Erstklasslehrerin und ein Hai zum Bergmonster wird.

Kämpf hat eine Vorliebe für so manches. Für Tiere zum Beispiel, die ihn sowohl literarisch wie filmisch («Von hier direkt zum Seehund») inspirieren, oder für Figuren, die mal ganz am Rand der Gesellschaft und mal ganz mittendrin stehen,

was aber gar keinen so grossen Unterschied macht, vor allem wenn sie existenziell sowieso im Seich sind («Im Seich»).

Als wahrer Künstler reflektiert Kämpf in seinen Werken selbstverständlich immer auch den Einsatz von Form und Material. Ob Kriegs-, Experimental- oder Dogmafilm, oft huldigt er dabei der Parodie, wobei sich seine Filme darin nicht erschöpfen, sondern aus dem ironischen Spiel oft nur ihren Anstoss beziehen. Immer wieder spielt Kämpf dabei mit dem Kontrast von Pathos und Banalität, Heiligem und Profanem, Kunst und Leben. Vielleicht am schönsten zeigt sich das in «Jesus» mit Nils Torpus in der Rolle des Erlösers, das heisst: in der Rolle eines Schauspielers, der den Gekreuzigten spielt und auf der Suche ist nach den optimalen Mitteln der Darstellung. Das Jesus-Theater findet im Säli statt, und dieses ist denn auch so etwa wie das Zentrum von Kämpfs Universum. Das Säli, Inbe-



Wie spielt man den Erlöser? Nils Torpus in «Jesus» von Matto Kämpf. Foto: zvg

griff des Provinziellen, des Bodenständigen und Heimeligen, weitete sich bei ihm ins Bodenlose und Unheimliche und ist zugleich offen für die grossen Menschheitsfragen – man könnte Kämpf durchaus als eine Art Säli-Kafka bezeichnen.

Filmische Grossambitionen hegt Kämpf auch für die Zukunft nicht, obwohl er «ab und zu ein etwas Längeres» denkt. Er will seiner No-Budget-Haltung treu bleiben, seiner Vorliebe fürs Spontane und Ungekämmte, wie es sich etwa in den ersten Poetry-Slams zeigte, bevor diese zum standardisierten Comedy-Format zurechtgestutzt wurden. Es ist kein Zufall, dass Kämpf den allerersten Poetry-Slam im Tojo-Theater dokumentiert hat. «Ein Zeitdokument», meint er dazu. Das lässt sich auch von seiner DVD sagen.

DVD-Taufe: Café Kairo, heute, 20.30 Uhr. Die DVD kann per Mail bestellt werden: mattok@gmx.ch